

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Das war einer von den längst gewöhnten russischen Ueberfällen, Herr Baron. Die Mädels wachsen einem so sachte über den Kopf. Sie dürfen das den Raders nicht böse anrechnen.“

Der Freiherr v. Rothkirch lachte noch immer vor sich hin.

„Drei Mädels? Kein Stammhalter?“

„Doch! Uebrigens nur zwei. Die Dritte — es war die, die so artig war, sich zu entschuldigen — gehört zu einem fremden Nest, Schulkameradin meiner Tante, Lotte Wölflin.“

„Das war —“

Rothkirch zog die Augenbrauen zusammen und sah starr vor sich hin. Die Lippen aufeinandergepreßt, hob er energisch den Kopf.

„Ich möchte Ihren Kindern beiseite keine Freude verderben. Sie hatten doch wohl eins von den kleinen Anfeigen.“

„Die Mädels wollen partout heute nachmittag mit mir in die Große Kunstausstellung. Mir paßte das schlecht. Da sollte eben noch einmal ein Erpressungsversuch in corpore gemacht worden.“

Da stand Rothkirch rasch auf.

„Sie erinnern mich an eine böse Unterlassungssünde, Professorchen. Da können Sie sich wieder mal ein Bild von so einem richtigen ostelbischen Kartoffelbauern machen. Haha — wie sagte der alte Bebel gestern im Reichstag? — „Geborene Kulturfeinde!“ Stimmt, oller Knabe! Das habe ich ja total verschmigt bei den unmenschlich vielen Fraktions- und Kommissionssitzungen. Meine Damen setzen mich ja auf Wasser und Brot, wenn ich ihnen nicht einmal vom Bildermarkt am Lehrter Bahnhof ein Krümchen berichte. Sie haben schon so wenig von dem, was man Leben nennt. Nehmen Sie mir das nicht übel, Herr Professor, wenn ich Sie alle kurzerhand einlade, heute nachmittag meine Gäste im Ausstellungspark zu sein — ohne Rücksicht auf Ihre kostbare Zeit.“

Professor Ladenburg wiegte den Kopf.

„Ich bin so frei — unter einer Bedingung freilich, Herr Baron, daß Sie mich nicht mit in die Säle schleppen. Ich bleibe bei meinem Schoppen Münchener sitzen. Mein Vetter und der junge Wölflin sind sachverständig. Die werden Sie gerne führen.“

„Das ist ja großartig. Also — sagen wir, um fünf Uhr? Wo treffen wir uns? — Nein, ich lasse Sie in meinem Wagen abholen. Ist Ihnen die Zeit recht?“

Als der Freiherr den roten Flurteppich hinunterstieg, trat ein frischer Glanz in die tiefen Augen. Eine träumerische Milde lag über seinem Gesicht, und in einem fort nickte der Kopf, als wollte er zu etwas seine Zustimmung geben.

Er ließ sein Auto, das unten hielt, langsam nachkommen und ging dem Postamt zu, wo er eine Rohrpostkarte verlangte.

„Herrn Ministerialdirektor Freiherrn v. Rothkirch, Berlin, Unter den Linden 4. Dieber Lothar! Bin heute nachmittag in Gesellschaft Ladenburgs mit den beiden Wölflins zusammen. Reise morgen abend. Erwarte Dich morgen vormittag Kaiserhof, Mex.“

In einer Nachschrift fügte er bei: „Mir ist heute, als stehe ich vor einem Sonnenaufgang. Du wirst das verstehen.“

Tief aufatmend warf er das Schreiben in den Schließ über der roten Glasscheibe und fuhr nach seinem Hotel.

8. Kapitel.

Gerhard Ladenburg machte ein süßsaures Gesicht. Ihm war es höchst unlieb, den Bärenführer bei einem „Banausen von Kohl und Korn“ zu machen.

„Nur in deinem Geschäftsinteresse, Papa. Sonst brächten mich keine zehn Pferde in das Weinwandmagazin!“

Erich Wölflin wollte zum Abend nachkommen. Er hatte genug an den Ladenburgschen Reißbrettern zu schaffen und man wußte, daß er sich von seinem Pensum nichts abhandeln ließ. Aber die Mädchen waren aus dem Häuschen über den netten Onkel aus der Polackei, der ihrem strengen Papa so rasch den Kopf zurechtgesetzt hatte.

Reiblos winkte Erich den beiden Rothkirchschen Automobilen nach, die pünktlich um fünf Uhr davonrollten. Tante grüßte noch einmal lachend mit dem roten Sonnenschirm hinauf.

„Süßes Ding!“ flüsterte Erich und warf sich auf die Arbeit. Er hatte es kaum bemerkt, daß die Frau Professor ihm auf dem Rauchtisch ein Gläschen Ahmannshäuser zurechtgestellt hatte.

„Nun lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Ich gehe ein Stündchen hinauf zu Tante Malchen.“

Er begleitete die elegante, bewegliche Frau, die ihn wie einen zweiten Sohn bemutterte, zur Tür.

Die Rothkirchschen Pläne, in die ihn sein Lehrer schnell eingeführt hatte, forderten sein vollstes Interesse heraus. Es lag in ihnen eine stürmische Großzügigkeit. Mit Sorgfalt trug er die gegebenen Maße in das Blatt ein, änderte, fing von neuem an und setzte plötzlich einen dicken Hausstiftstrich in den Lageplan, an der Stelle, wo das alte Herrenhaus stand. Es war ihm in dem begrenzten Raum, den die umfangreichen Scheunen und Stallungen festlegten, im Wege. Er schob es in den riesigen, verschwenderisch bemessenen Park hinein und vergrößerte mit wenigen kühnen Strichen das Hofgebiet, daß ein vollkommen neues Siedlungsbild entstand.

„Nein — das geht dem Meister denn doch wohl über die Putzschür! Zurück, Octavio!“

Resigniert hob er die Reißnägels heraus und spannte ein neues Blatt auf das Brett. Die erste Skizze faltete er zusammen und steckte sie in die Brusttasche.

„Wie predigt der Meister? — Die kleinliche Enge hassen, ist schön und groß. Aber noch größer ist es, im engen Raum geschickt eine Welt zu bergen!“

Während er so mit den Mägen der Wirklichkeit kämpfte, strahlte die helle Sommerjonne über dem Ausstellungsparc. Alexander von Rothkirch war dort schon eine halbe Stunde früher im Mietsautomobil eingetroffen und hatte für einen freundlichen Platz Sorge getragen. Dann ließ er sich auf einem Sitz vor der großen Eingangstreppe nieder und zeichnete träumend mit seinem Ebenholzstock Figuren in den Sand.

Der wohlige Sonnenschein löste in seinem Innern eine weiche Nahrung aus. Nein — es war nicht der Sonnenschein. Etwas anderes war über Mittag durch Herz und Nerv gezogen, etwas unsagbar Heißes, das die Schlacken seines düsteren Seelengrundes wegschmolz wie Wachs und ihn von einem Alp befreite.

War er derselbe? — Er sah sich wie in einem Spiegel, leicht, jung und elastisch. Ein Neugeborener. Dann fuhr wieder ein nebliger Hauch über die blanke Fläche, und ein müdes Auge starre ihn an.

In der Mitte der breiten Gartenanlage reiste ein marmorner Schwertkämpfer die festgemeißelten Glieder. Unter den starken Augenbrauen schoß ein todverachtender, ein verächtlicher Blick hervor und bohrte sich dem Gegner in das Herz, von dem scharfen Schwert gefolgt. An diesem Blick blieb der Träumer hängen. Sener Kämpfer —

„Alex — du — du selbst!“

Er richtete sich mit einem schmerzlichen Empfinden hoch. Da hörte er das Signal seiner Wagen. Der blanke Sonnenschein brach wieder hernieder und setzte die Rebel fort. Mit leichtem, fröhlichem Schritt stieg er einige Stufen hinan. Das einschmeichelnde Bild der drei jungen Mädchen in den hellen, farbigen Kleidern bezauberte ihn wie eine fein zusammengestimmte Sinfonie. Er ging ihnen entgegen und drückte ihnen die Hände, ohne Vorstellung, wie alten Bekannten.

„Wir kennen uns ja bereits, Papa Ladenburg,“ rief Rothkirch lustig aus. „Willkommen, bester Professor! Guten Tag, junger Freund!“

Ladenburg unterdrückte sein Erstaunen über die Wandlung, die seit dem Vormittag mit dem Freiherrn vorgegangen war.

„Es ist ein liebliches Plätzchen, dieser Park unter der rasselnden Eisenbahn, nicht wahr, Herr Baron?“

Rothkirch nickte.

„Offentlich finden Ihre Damen heute das, was sie wünschen. Darf ich Sie zu meinem Tisch führen?“

Nach dem Kaffee ließ sich der Freiherr „einen Moment“ in die Ausstellung führen. Gerhard Ladenburg gab sich wider Erwarten reichlich Mühe, dem alten Herrn den Spaziergang so kurz und nutzbringend wie nur möglich zu machen. Die Mädchen beurlaubten sich bald und trollten ihre eigenen Wege. Später ließen sie sich nur ab und zu blicken, wie die Artigkeit es verlangte. Erst zum Abendtisch waren alle wieder vollzählig beisammen.

Gerhard Ladenburg zog die Uhr.

„Es ist gleich acht. In fünf Minuten ist Erich hier.“

Keinem fiel es auf, daß der Freiherr jetzt ganz schweigsam wurde. Dafür singen die Mädchen an, ausgelassen zu werden und hänselten den jungen Vater, der ihnen nichts schuldig blieb und allerlei kleine Schwächen des übermütigen Kleeblatts einer zarten öffentlichen Kritik unterzog. Als das etwas bunt wurde, mußte Papa Ladenburg einschreiten und die „Blaudereien einer gewissen Charlottenburger Kinderstube“ ein wenig eindämmen. Das half auf einen Augenblick.

„Da kommt ein Burische träumend her“, sumnte Gerhard Ladenburg, erhob sich und ging dem jungen Wölflin entgegen, der die Gesellschaft schon gefunden hatte. Professor Ladenburg machte den Freiherrn mit Erich bekannt.

„Einst mein Schüler — jetzt selber Meister.“

„Also Meister Schüler — Ehre genug!“ gab Erich lachend zurück. Rothkirch war aufgestanden und begrüßte den jungen Architekteln mit herzlichster Wärme. Erich hat, neben seiner Schwester Platz nehmen zu dürfen.

„Wir gehören nun mal zusammen.“

Da nickte der Freiherr fünf-, sechsmal und sagte mit Betonung:

„Ja — man gehört zusammen.“

Es wurde serviert und unter Scherz und Ernst gegessen und getrunken. Mit Aufmerksamkeit betrachtete Rothkirch die

jugen-Leute. Sein scharfer Blick zog einen deutlichen Strich zwischen den beiden Familiennestern. Die Ladenburgs allesamt, selbst das Nesthäkchen, die vierzehnjährige Trude, die selber noch nicht recht wußte, in welche Altersklasse sie eigentlich hineinrangierte, unruhiger Champagner, Kinder der tanzenden und singenden Großstadt, mit einer beneidenswerten, durch natürliche Anmut gemilderten Keckheit begabt — die beiden Wölflins von einem derberem Schlag, mehr bodenständig, langsamer in Rede und Geste, eine frische, kraftvolle Gesundheit ausströmend, jeder eine seltsame Träumerei in den Augen. Wenn sie allein miteinander zu tun hatten, waren sie wie zwei Vögel, die zu weit vom heimatischen Nest flogen und nun den einen Gedanken hatten, gemeinsam ungefährdet wieder nach Hause zu kommen.

Der Aristokrat in Rothkirch entschied sich für die Ladenburgischen Kinder, der einfache Mensch in ihm für die Wölflins. Aber der Gegensatz der Familien wurde in der feinen Erziehung, dem offenen Wesen, der heiteren Lebensbejahung völlig verschmolzen, die sie alle auszeichnete, und das gerade war es, was den Freiherrn immer mehr an den kleinen Kreis fesselte, in den er heute geraten war. Er wuchs in das genau abgetönte Milieu, das ein jahrelanger Familienverkehr erzeugt, wie von selbst hinein und fand hier das, was er in seinem Hause —

Bei diesem Gedanken stockte plötzlich alles Fließende in ihm. Er sah in der Heimat Weib und Kinder sitzen, still, in einer fremden, abgemessenen Ruhe, in der schwillen Unbestimmtheit, die seine Lebensart ihnen aufgezwungen — ja, aufgezwungen hatte — aufgezwungen!

Es schlich grau auf ihn zu, wie er jetzt daran dachte, daß dort die Kreise nun schon seit Jahren so lautlos verzitterten wie die Ringe auf dem Wasser, in das von ungefähr ein Steinwurf fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Fahrten des hessischen Lazarettzugs T 1.

Von Dr. S. Steiner, Pfarrer zu Dedebach (Oberhessen),
s. 3t. freiw. Krankenpfleger im Lazarettzug T. 1.

Herliche Frühlingstage liegen hinter uns. An einem warmen Nachmittage verließen wir unsere Heimstation Darmstadt. Dröhnend fuhr unser Zug bei Worms über den Rhein. Ruhig und sicher fließt der vaterländische Strom dahin. Die treue Wacht unserer kämpfenden Brüder hat es verhütet, daß irgend ein Feind seine Ufer berühren konnte. Die bayerische Pfalz gewährt eine Fülle lieblicher und sonniger Bilder. Wir werden nicht müde, im Vorbeiziehen die Berge und Täler, Felder und Dörfer und freundlichen Menschen zu grüßen. Wir haben uns auf der Plattform der Mannschaftswagen mit Stühlen und Klappstühlen häuslich niedergelassen, um alle friedliche Schönheit unseres Vaterlandes voll auskosten zu können. Es ist bereits Nacht, da wir das Saargebiet und Lothringen durchfahren. Unsere Augen dürfen immer neue Wunder schauen. Riesenhafte, vielgestaltige Bauten tauchen gespenstisch neben unserem Zug auf. Aus ihrer Mitte schlagen hohe Feuergarben empor. Der rote Schein der Hochöfen und Bogenlampen wechselt mit dem bläulichen Licht der weiten Maschinenhallen und tausend anderer Lichter. An den Bergabhängen bezeichnet heller Schein die Bergwerkseingänge. Zu dem allen tritt noch das Licht des Vollmonds. Sein fahler Schein mischt sich mit dem vielgestaltigen Lichtmeer und verwandelt besonders die hohen Rauchsäulen zu wunderbaren, leicht wallenden und sich langsam in großer Höhe verflüchtenden Erscheinungen. Wir können uns nicht satt sehen an dem mächtigen Industrieerwerb des neuen, großen Deutschlands. Da mitten in dem Rauch und Lärm und Lichtmeer der Eisenwerke huschen am Bahndamm ein paar Bäume im düstigen, weißen Blütenstaub vorüber. Es ist wie ein stilles Märchen, das uns der Mond vorzaubert. Neben den tosenden, grellen Werken des rastlosen, modernen Menschen die alten ruhigen Werke der Natur: sie sind herrlich, wie am ersten Tag.

Am nächsten Morgen erwachen wir bereits auf Frankreichs Boden. Nordfrankreich bietet schöne Landschaftsbilder. Wir fahren durch das breite Maastal. Weit hin dehnen sich an beiden Ufern die grünen Weiden. Große Scharen von Kühen und Rindern, meist von unserer Heeresverwaltung angekauft und von deutschen LandsturMLEuten bewacht, weiden hier wie in Friedenszeiten. Junge Pferde tummeln sich auf frischen Tristen in der Morgenluft.

Aus der Ferne grüßt uns ein Kranz von Dörfern. Niedrige Höhen grenzen das breite Tal ab. Und das alles taucht die Sonne in ein klares, freundliches Licht. Schöne Bilder des Friedens. Doch da tauchen plötzlich zerstörte Häuser auf. Das Bahnhofsviertel einer kleinen Stadt ist völlig vernichtet. Hoch ragen die stehengebliebenen, leeren Mauern in die Luft. Am Bahndamm liegen noch ein paar Sandbälle und Reste eines Drahtverhautes. Ein paar Baumtronken sind zerschmettert. Schon sind wir vorübergefahren. Draußen im Feld werden ein paar Gräber mit ein-

schaden Holzkreuzen sichtbar. Nun fahren wir ganz langsam über eine von unseren Bionieren kunstgerecht gebaute Notbrücke. Die Kette der von den Franzosen gesprengten Eisenbrücke hängen noch an den Ufern und zusammengefunkenen Pfeilern oder schauen aus dem Wasser heraus. Wir sind plötzlich daran erinnert worden, daß Krieg ist, und auch wir im Dienst des Krieges stehen.

Am späten Nachmittag kommen wir nach der größeren Stadt S. und werden auf ein totes Gleis geschoben. Wir müssen hier zwei Tage warten, bis eine größere Truppenverschiebung beendet ist und die Gleise wieder für uns frei sind. Tag und Nacht rollen die Züge, oft nur mit viertelstündiger Pause, an uns vorüber: Transporte von Infanterie, Artillerie, Munition, Kraftwagen, Bagage, Sanitätskompagnien. Alle Regimentsbezeichnungen sind ausgelöscht oder mit Leinwand verhängt. Woher und wohin? Niemand weiß es. Mit den Truppentransporten wechseln lange Güterzüge mit Kohlen, Holz, Vieh, Proviant, Zuckerrüben, Saatkartoffeln usw. Ganze Förderbahnen mit ihren kleinen Wagen und Gleisen wandern an die Front. Lange Leerzüge fahren in umgekehrter Richtung, um neue Truppen zu holen. Jetzt eilt auch ein D-Zug vorüber. Er verbindet das Herz Deutschlands mit dem Herzen des Meeres, dem Großen Hauptquartier. So gibt es fortwährend etwas zu sehen, zu winken und zu grüßen.

Hier wird auch die letzte Hand an die Krankenwagen gelegt. Jeder Pfleger reinigt noch einmal seinen Wagen und bringt alles in Ordnung. Aus einem nahen Park werden grüne Zweige und Blumen geholt und in den Wagen aufgestellt. Unser Gärtner stellt auf die eine Plattform des Mannschaftswagens ganze Pflanzenkästen auf und verwandelt sie so in einen Hain. Der erste Eindruck im Zug soll für unsere Verwundeten freundlich sein. Schließlich werden sämtliche Wagen von unseren Vorgesetzten besichtigt. Bei dem längeren Warten entwickelt sich am Zug ein regelrechtes Lagerleben. Tische und Stühle wandern hinaus in den Sonnenschein. Es wird im Freien gegessen und Kaffee getrunken. Die einen lesen und schreiben, andere stopfen ihre Strümpfe, waschen ihre Drillshjeden und Mützen. Hier bringt einer neue Blumen und bindet sie zum Strauß, dort ruht ein anderer frisch gesammelten Feldsalat. Unser Schreiner bestellt ein neues Wandbrett soll die innere Einrichtung der Wagen verbessern. Unser Feuilleur schneidet nicht weit davon einem Kameraden die Haare. Sein „Lehrbuch“ seiht den nächsten Kunden zum rasieren ein. Ein paar Kameraden waschen am Bach ihre Füße. Mit dem kühler werdenden Abend wird auch gemeinsamer Gesang lebendig und manches schöne, deutsche Volkslied klingt in feindlichem Land in den Abend hinaus und weckt die Gedanken an die deutsche Heimat mit ihren Lieben.

Am anderen Morgen ist Sonntag. Ein kurzer Feldgottesdienst gibt ihm seine besondere Weihe und knüpft die Bande der Gemeinschaft und Kameradschaftlichkeit unter uns fester. Offiziere und Mannschaften von neben uns stehenden Munitionszügen, die schon viel länger als wir hier auf den Befehl zur Wacht warten, schließen sich unserer Feiler an. Draußen auf grünem Rasen versammeln wir uns. Zu unseren Füßen eilen die in der Morgensonne glühenden Wogen der Maas vorüber. Der Blick schweift weit über das breite, bunte Tal. Überall um uns herum ein neues Wachsen, Sprützen und Mähen. Da läßt es sich gut reben von dem Frühling, den wir auch für unser Volk und Land erhoffen, von dem neuen, starken, göttlichen Leben in jeder Menschenseele. Ein gemeinsamer Spaziergang mit Gesang und rüstigem Wanderschritt läßt uns Land und Leute näher kennen lernen und beschließt den Sonntag in Feindesland.

Noch in der Nacht fahren wir nach dem Sitz unserer Stappeninspektion, dem kleinen Städtchen R., da wir nicht vor dem anderen Tag unsere edle Fracht laden werden, haben wir Gelegenheit, uns das alte Städtchen anzusehen. Am Bahnhof und in dem ganzen daran stehenden Viertel herrscht emsiges Treiben. Das ist ja keine französische Stadt mehr. Alles ist deutsch geworden. Die Straßennamen tragen deutsche Namen, wobei natürlich eine Hindenburgstraße nicht fehlt. Man sieht nur deutsche Beamte und Soldaten. Jedes Haus ist belegt von den verschiedensten Kommandanturen, Behörden und Einquartierungen. Zahlreiche Wegweiser und Schilder unterrichten die Suchenden. Da und dort ist auch noch eine alte, halb verwickelte Kreidehandschrift an den Haustüren erhalten: „Hier wohnen gute Leute!“, „Schönen!“, „Achtung, Wächlerin.“ Wo deutsche Ordnung und Sauberkeit Platz gegriffen hat, fehlt es auch nicht an manchem Weg und Steg, vor manchem Hof und Garten an der warnenden Inschrift: Eintritt verboten! Jede Verunreinigung wird bestraft! Blumen und Zweige abzubrechen ist untersagt! Durch die Straßen sausen ohne Anhören die Autos. Radfahrer, Reiter, Fuhrwerke, Bagagekolonnen, Feldpostwagen, Feldgendarmen eilen vorüber. Soldaten jeder Waffengattung, Sanitäter, Schwestern füllen die Gasse. Zwischen den Häusern sind große Zelte zur Aufnahme von Proviant und Kriegsbeute eingerichtet. Ein Bild geschäftigen, burschenlebendigen Lebens!

Nach 500 Metern öffnet sich plötzlich die Bahnhofstraße und gewährt einen freien Blick. Betroffen bleiben wir stehen. Vor uns und links bis zum Fluß und rechts den Berg bis zur alten Kirche hinaus der ganze, große, mittlere Stadtteil ein einziger Trümmerhaufen. Eine gewaltige Feuersbrunst hat hier kein Haus unversehrt gelassen. Auch die meisten Mauern sind völlig zusammen-

gesunken und bilden mit Eisenträgern und Hausgerät eine einzige ununterscheidbare Masse. Der erste Eindruck ist erschütternd. Ein Bild der Zerstörung und des Todes! Nur die ehrwürdige, alte gotische Kirche auf der Höhe ist wunderbar erhalten. Hinter ihr abwärts steigend bietet sich uns wieder ein neues Bild. Hier sind die Stappenlazarette und ausgedehnte Suchenbaracken mit ihrer neuerschaffenen Kanalisation und anderen hygienischen Einrichtungen. Daß die innere Einrichtung überall zweckentsprechend, peinlich sauber ist und allen sanitären Ansprüchen genügt, braucht nicht gesagt zu werden. Die Verwundeten und Genesenden verwenden ihre freie Zeit, um überall hübsche Wege und kleine Blumen-gärten anzulegen. Es ist keine Parade, die nicht ihren gärtnerischen Schmutz und ihre Pflanzentübel am Eingang hat.

Wir sind froh, daß wir am anderen Tage in aller Frühe abfahren, um unsere verwundeten Brüder holen zu dürfen. Es geht näher an die Front. Wir halten an mehreren kleinen Stationen, wo Feldlazarette eingerichtet sind. Wenn wir auf den Bahnhöfen einfahren, sind meist schon 10, 20, 30 Bahnen mit Verwundeten auf dem Bahnsteig nebeneinandergestellt. Aus den weißen Verbänden schauen uns erwartungsvolle Augen entgegen. Die Verwundeten haben meist erst vor wenigen Stunden gehört, daß ein Lazarettzug sie in die Heimat bringen wird. Rasch sind sie mit Hilfe der Pfleger aus den Lazaretten in die Krankenwagen getragen und auf die Betten niedergelegt. Auf der weiteren Fahrt nehmen wir noch aus den Lazaretten einiger größerer Plätze Verwundete auf, bis unsere 245 Betten besetzt sind. Jeder Pfleger hat in seinem Wagen für 12 Verwundete zu sorgen. Da gibt es auf der ganzen Fahrt ordentlich zu tun. Während auf der leeren Einfahrt unser Interesse sich der Landschaft zuwendet, gehört jetzt auf der Heimfahrt unsere ganze Teilnahme und Tätigkeit den Verwundeten. Zum großen Teil haben wir Schwerverletzte. Zahlreiche Verwundungen rühren von Artilleriegeschossen, Handgranaten, Mienen und Verschüttungen durch Mienen her, wie sie der moderne Sappentkrieg mit sich bringt. Wir bringen auch manchen Kranken zurück. Lunge und Herz sollen sich in der Heimat wieder erholen. Hier ist auch ein Kamerad, der erst vor 2 Tagen im Kugelregen einen Nervenschuß bekam. Unaufhörlich zuckt der Körper und krampft sich die Hände zusammen. Meist bewusstlos, phantasiert der Unglückliche, spricht und singt durcheinander. Ein Bild höchster, geistiger Krübe. Ein anderer ist bei voller Wahrung seiner geistigen Kräfte taubstumm geworden. Er schreibt auf einen Zettel: „ich kann nicht sprechen, bin verschüttet worden“. Besonders zu leiden hat ein älterer Landwehrmann mit schwerem Gelenksrheumatismus. Hände, Arme, Füße sind unmoviert. Er ist hilflos wie ein Kind und hat heftige Schmerzen. Der Schweiß rinnt in Strömen vom Gesicht. Er verlangt fortwährend zu trinken, um seinen Durst zu löschen. Das erste, als er in meinen Wagen getragen wird, ist ein Freudenschrei: „nun geht es nach Deutschland!“ Seitdem verläßt ihn der glückliche Strahl auf seinem Gesicht trotz aller Schmerzen nicht mehr auf der ganzen Fahrt. Für jede kleine Handreichung dankt er immer wieder: „ich danke dir, Kamerad, ich bin so dankbar, wie ich es hier so bequem und schön eingerichtet! Nun komme ich endlich heim.“ So ist es bei allen. Mit wunderbarer Geduld, ja Selbstverständlichkeit, tragen sie alle Leiden und Schmerzen. Alles Leid ist nunmehr verklärt durch die Freude, bald — oft nach neunmonatlicher Trennung — wieder die Heimat zu sehen. „Nun wird alles gut werden.“ „In Deutschland heilt meine Wunde noch einmal so rasch.“ „Kamerad, wann kommen wir über die Grenze? Vergiß nicht, es uns zu sagen.“ So wie es möglich ist, schauen sie von ihren Betten ins Land hinaus. Die Glücklichen, die gehen können, nehmen sich einen Schmel und legen sich auf die Plattform. Viele, obwohl sie auch aufstehen könnten, bleiben doch lieber liegen. Sie sind zu müde und abgespannt. Das dauernde Bewegen und Schütteln der Wagen während der Fahrt macht sie noch müder. Halbwach träumen sie von Haus und Hof, von Weib und Kind. Im Schlaf träumen sie von den Schrecken des Krieges, bejähnen sich noch einmal mitten im blutigsten Handgemenge. Bald ist aber ihr Schlaf ganz tief und traumlos auf den leicht federnden Betten im stets fahrenden Zug. Mutter Germania hat sie in den Schlaf gewiegt und trägt sie auf starken Armen immer näher der Heimat zu. Andere können aber trotz Müdigkeit keinen rechten Schlaf finden. Die freudige Erwartung ist zu groß und hält sie auch manche Stunde der Nacht wach. Neun, zehn Monate stehen sie bereits draußen im Feld. Nun sollen sie nach dieser langen Zeit wieder die Heimat, deutsche Städte und Dörfer, deutsche Volksgenossen, deutsche Frauen und Mädchen sehen dürfen. Bald haben sich unter den Verwundeten im gleichen Wagen neue Bande der Kameradschaftlichkeit geknüpft. Sie erzählen einander von ihren Erlebnissen im Schützengraben, fragen einander nach dem Heimatdorf, erkundigen sich teilnehmend nach ihren Wunden. Wo es notwendig ist, erneuert der Arzt den Verband. Da ist eine schwere Schulterverletzung. Die ganze rechte Schulter ist durch einen Granatsplitter frei gelegt und eine einzige, offene Wunde. Halb neugierig, halb mitleidig schauen die Kameraden hin und einer gibt ihren Gefühlen Ausdruck: „Das ist aber ein armer Lazarus“. Eins geht aus allen Gesprächen mit der immer gleichen, gewissen Inversität hervor: „Wir werden durchhalten, ein Durchbruchversuch der Franzosen und Engländer auf der westlichen Front ist völlig aussichtslos.“

Noch in dunkler Nacht fahren wir über die Grenze. So ist das Erste beim Erwachen, daß wir den Verwundeten zurufen: „Guten Morgen, Kameraden, wir sind bereits seit einigen Stunden auf deutschem, heimatlischen Boden“. Wer aufstehen kann, nimmt wieder seinen Posten auf der Plattform ein. Die anderen setzen sich in Beise auf, um besser hinauszusehen zu können. Ja, das ist deutsches Land. Kein Haus geräort. Kein Acker brachliegend. Die Saat auf den Feldern wohl bestellt und gut aussehend. Häuser und Straßen, an denen wir vorüberfahren, schmuß und sauber. Wir fahren durch das bevölkerte Saargebiet. Männer und Frauen gehen zur Arbeit, aber nicht stumm und mißtrauisch sehen sie herüber. Nein, nun beginnt ein lebhaftes Grüßen und Winken mit Händen und Tüchern. So weit wir fahren, verläßt uns dieser freundliche Gruß der Heimat nicht mehr. Keinem geliebten Landesfürsten bei seiner Fahrt durchs Land könnte die Bevölkerung ein herzlicheres Willkommen bieten. Hier tritt eine Mutter mit dem jüngsten auf dem Arm vor die Haustüre und winkt mit der Hand. Da öffnet sich eine Dachlücke und ein junger Mädchenkopf kommt zum Vorschein. Am lautesten jubeln die Kinder. Ein paar herzhafte Bubben, den Schultzangen auf dem Buckel, klettern rasch den Bahndamm hinauf, um unseren Zug möglichst in der Nähe zu betrachten. Das Willkommen der Alten ist stiller. Ein Greis mit weißem Bart hält stumm seinen Hut in der Hand. Eine Greisin trocknet sich ein paar Tränen aus den Augen. Denkt sie an den fernem Sohn oder Enkel, von dem sie lange nichts gehört hat oder der bereits in fremder Erde liegt? Wir fahren im langsamen Tempo, so können die Verwundeten alles in Ruhe betrachten. Nun hält unser Zug auf freier Straße bei einem Dorf. Drinnen in der Schänke, die wir nicht sehen können, ist offenbar Gesangsstunde. Die Kinder singen „Die Nacht am Rhein“, dann „Morgenrot, Morgenrot, leuchtet mir...“ und nun laut und kräftig: „Deutschland, Deutschland über alles...“. Es ist plötzlich ganz still in unseren Wagen geworden, alles lauscht dem frischen Kindergefang und freut sich dieses Morgengrusses deutscher Knaben und Mädchen. Wie lange mußten ihn viele entbehren! Kein bestelltes Ständchen eines Gesangsvereins hätte die Herzen unserer heimkehrenden Kämpfer mehr ergreifen und erheitern können, als dieser zufällige Gesang von frohen Kinderlippen. Deutsches Heimatland, wie bist du reich und schön! Uns selbst will es bei jeder Rückfahrt schöner und lieber erscheinen.

In einem größeren Bahnhof empfängt uns lebhaftes Treiben. Frauen und Mädchen spenden den Verwundeten Zigaretten, Zigaretten, Schokolade, Apfelsinen und Äpfel. Schon während der Fahrt haben unsere Schwedern Viebesgabenzigaretten ausgeteilt. Etwas zum Rauchen ist dem deutschen Krieger immer erwünscht. Einer erzählt, wie ein Kamerad bei einer Minensprengung fast alles verloren hat: Helm, Gewehr, seinen linken Arm, jedoch sein treues Pfeifchen im Mund hat er nicht verloren. Zeitungen mit den neuesten Kriegsnachrichten werden förmlich verschlungen. Viele greifen während der Fahrt gern nach den ersten und heiteren Schriften, die an jedem Bett in einem Kog bereit liegen.

Für uns hat der Tod einen widernatürlichen, erschreckenden Charakter behalten. Anders für die kämpfenden Brüder, die ihn mannigfacher Form in Schützengraben und auf Schlachtfeldern unter den Reihen der Kameraden seine Ernte halten sehen. Heute rot, morgen tot, so will es der Krieg, so ist es draußen eine alltägliche Sache geworden. Ein paar verwundete und trankle Offiziere saßen auf einer anderen Fahrt in ihrem Wagen zusammen und erzählten sich lebhaft von ihren Erlebnissen. „Kamerad, ich sehe, Sie gehören dem Regiment K. an, in welchem auch mein Schwager K. Oberleutnant ist. Sagen Sie, wie geht es ihm?“ Darauf die Antwort: „Ja, ja, Kamerad K., der ist erledigt; vor drei Tagen in demselben Geicht, in dem ich verwundet wurde, hat eine Granate ihm den Kopf weggerissen.“

Doch noch ein freundliches Bild, das uns viel Freude gemacht hat. Wir fahren nach Süddeutschland hinein. Wir haben im Zug einen leicht verwundeten Schwaben. Je näher es der Heimat zugeht, um so weniger läßt es ihn in Ruhe: „i hätt halt gern mei Mutter a'proche“. Seinen dringenden Bitten folgend, wird an seine Mutter nach G. durch das wir kommen müssen, telegraphiert, und richtig, als wir einfahren, läuft auch schon ein Mütterchen, mit einem Körbchen am Arm, aufgeregter am Zug entlang, hinauf und hinunter, und ruft: „Do isch mei Sohn drinna, do isch mei Sohn drinna!“ Endlich ist sie am richtigen Wagen. In einem Oberbett liegt ihr Sohn. Sie stürzt auf ihn los und streichelt ihn mit beiden Händen zärtlich die Wangen: „Bisch mei Bu wieder do, bisch arg verwundet?“ Der Sohn ist gegenüber diesen Zärtlichkeitsausbrüchen ganz verlegen vor seinen Kameraden und findet keine Worte. Aber nun will die Alte ihren Sohn nicht mehr verlassen. Bis nach U. will sie wenigstens noch mit ihm fahren. Ausnahmsweise wird ihr die kurze Mitfahrt vom Chefarzt gestattet. Immer weicher und überglücklich sitzt sie neben ihrem Sohn und öffnet ihr Körbchen. Jeder Verwundete im Wagen erhält etwas und auch der Stationsarzt und Chefarzt müssen unbedingt einen Apfel annehmen.

Nach 36 stündiger Fahrt gelangen wir endlich an unseren Bestimmungsort, eine süddeutsche Hauptstadt. Auf dem Bahnsiege sind bereits Ärzte und Sanitätsmannschaften versammelt. In

langer Reihe stehen die Tragbahnen nebeneinander, dahinter zahlreiche Autos, Droschken zur Beförderung in die verschiedenen Lazarette. Ein rasches Abschiednehmen und letztes Grüßen an unsere verwundeten Brüder, die wir kurze Zeit pflegen durften. Wir wünschen ihnen von Herzen baldige Heilung und Genesung. Wir wünschen sie in der Heimat in guter Obhut. In einer Stunde ist das Entladen des ganzen Zuges erledigt. In keiner anderen Stadt ist es so rasch, dank der trefflichen Organisation, gegangen. Sofort werden in den leeren Wagen die Betten abgezogen, die Wäsche gesammelt und eine erste Reinigung der Wagen vorgenommen. Am andern Morgen haben wir noch gerade Zeit, uns den Bahnhof und den nächsten Stadteil anzusehen. Wir bewundern den stattlichen, modernen Bahnhof, den lebhaften Personen- und Güterverkehr auf den Gleisen, den emsigen Handel und Verkehr in den Straßen, den Kraus von Fabriken und Lagerhäusern in der Nähe des Bahnhofs. Wie haben sich in den letzten Jahrzehnten unsere deutschen Städte gewandelt! Aus mancher träumerischen Residenzstadt ist ein kraftvolles, auf allen Gebieten reges und betriebsames Gemeinwesen geworden. Unsere ausflüßenden Städte sind ein Symbol des aufstrebenden, großen, neuen Deutschlands. Wir ahnen, was den Reid und die Eiferlust der anderen Mächte erregt und so zuletzt auch diesen gewaltigen Weltkrieg verurlicht hat. Wir selbst aber schöpfen aus diesen Städtebildern neue Freude an unserem Vaterland und neue Begeisterung für unsere Arbeit. So oft wir wieder ein anderes Stück unseres Landes gesehen haben, haben wir wieder mit neuem, frischem Mut nach Weiten, um verwundete Brüder, die auch für uns Opfer gebracht haben, nach der Heimat zu holen. Wir haben nur den Wunsch, daß sie es fühlen und merken möchten, wie all unsere Arbeit und Pflege im Lazarettzug nichts anderes für sie sein will, als ein erster, sonniger, warmer Frühlingsgruß aus der deutschen Heimat.

Vermischtes.

* Die Schauspielerin, die ertrinken sollte. Ein Filmdrama, das um ein Paar zu einem Lebensdrama sich gestaltet hätte, spielte sich dieser Tage in Dänemark ab. Den Schauplatz bildete ein Mühlbach in der Nähe der Stadt Ringe auf der Insel Fünen. Dort wurde unter Leitung des Regisseurs Robert Dinesen ein Filmdrama erprobt, worin die Heldin in den Mühlbach fällt und dort in die äußerste Gefahr des Todes durch Ertrinken gerät. Rundum auf den Feldern hatte sich eine große Menge von Menschen gesammelt, die als Zaungäste der interessanten Vorkführung bewohnten. Große Bewunderung erregte bei ihnen die natürliche Art, wie die junge Schauspielerin, Fräulein Stella Lind, die Ertrinkungszone vorstellte. Erst allmählich ging den Zuschauern ein Licht darüber auf, daß es sich hier nicht mehr um Theater, sondern um ernste Lebensgefahr handelte. Die nassen Kleider hatten den Körper der Schauspielerin ganz eingewickelt und zogen sie zum Grunde herab. Wiederholt verschwand bereits ihr Kopf unter der Wasseroberfläche. Da war Gefahr im Verzuge. Entschlossen sprangen die Schauspieler Söndergaard und Ejerne in voller Kleidung ins Wasser und schwammen zu der gefährdeten Künstlerin. Als sie endlich erreichten, war sie bereits halb bewusstlos und klammerte sich in ihrer Todesangst so krampfhaft an ihre Erretter, daß sie diese behaue mit sich in die Tiefe gezogen hätte. Erst nach großen Anstrengungen konnten die beiden Schwimmer sich freimachen und Fräulein Lind ans Ufer ziehen. In bewusstlosem Zustande wurde sie ans Land gebracht, wo es nach gerauer Zeit gelang, sie wieder ins Leben zurückzurufen.

Charade.

Das Erste ist ein munt'res Tier,
Es nicht zu reizen, rat ich dir.
Das Zweite nimmst du mit Behagen,
Wenn dich des Durstes Qualen plagen.
Das Ganze ist verwandt dem Zweiten,
Manch' frohe Stunde kann dir bereiten.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer!

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-Aß, cD = Coeur-Dame usw.

Im Skat liegen pK und p9. Vorhand hat: carB, pD, p8, p7, cZ, cK, c9, c8, carK, carD, Hinterhand den Rest. Das Spiel verläuft:

1. B. cK M. cA D. cB = - 17.
2. D. trZ B. carB M. trA = - 23.
3. B. carK M. carA D. car7.

Jetzt bleibt der Spieler an der Reihe, bis er schließlich doch mit Coeur kommen muß:

9. M. c7 D. trK B. c9 = - 4.
10. B. cZ M. cD D. trD = - 16.

Die Gegner haben somit 60 Augen erhalten.